№ 41.*) Jüdisches 1886.

Familien-Blatt.

Herausgegeben von Dr. M. Rahmer in Magdeburg.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Mein Glaube!

Ich glaube, daß die schöne Welt regiere
Ein hoher, weiser, nie begriffner Geist,
Ich glaube, daß ihm Anbetung gebühre,
Doch weiß ich nicht, wie man ihn würdig preist.

Nicht glaub' ich, daß der Dogmen blinder Glaube
Dem höchsten würdige Verehrung sei,
Er bildet ja Geschöpfe aus dem Staube
Von Irrthum nicht und nicht von Fehlern frei.

Drum glaub' ich nicht, daß vor dem Geist der Welten,
Der schuf des Talmuds und des Alkoran
Bekenner, weniger sie, denn Christen, gelten —
Verschieden zwar, doch Alle beten an.

Ich glaube nicht, wenn wir vom Priester hören
Der Christen Glaube nur allein
Mach' selig; wenn Finsterlinge lehren:
Verdammt muß jeder Andersdenker sein.

Das hat der Weise, der einst seine Lehre
Mit seinem Tod besiegelt, nie gelehrt.
Das hat fürwahr — dem Herrlichen sei Ehre —
Kein Jünger je aus seinem Mund gehört.

Er lehrte Schonung, Sanftmuth, Duldung üben,
Verfolgung war der hohen Lehre fern;
Er lehrte ohne Unterschied die Menschen lieben,
Verzieh dem Schwachen, jedem Feinde gern.

Ich glaube an der Geister Auferstehen,
Daß, ob das matte Aug' einst bricht,
Geläuterter wir dort uns wiedersehen,
Ich glaub' und hoff' es, doch ich weiß es nicht.

Dort, glaube ich, werde ich die Sehnsucht stillen,
Die hier das Herz oft foltert und verzehrt.
Die Wahrheit, glaub' ich, werde sich enthüllen
Dem Geiste dort, dem hier ein Schleier wehrt.

Ich glaube, daß für dieses Erdenleben, —
Glaub's zuversichtlich, trotz der Deuter Zunft —
Zwei schöne Güter mir der Herr gegeben,
Das eine: Herz, das andere heißt: Vernunft.

Die letzte lehrt mich prüfen und entscheiden,
Was ich für Recht, für Pflicht erkennen soll;
Laut schlägt das erste bei des Bruders Freuden,
Nicht minder wenn er leidet, warm und voll.

So will ich denn mit regem Eifer üben,
Was ich für Recht, was ich für Pflicht erkannt,
Will brüderlich die Menschen alle lieben,
Am Belt, am Hudson und am Gangesstrand.

Ihr Leid zu mildern und ihr Wohl zu mehren
Sei jederzeit mein heiligster Beruf,
Durch Thaten, glaub' ich würdig zu verehren
Den hohen Geist, der mich, wie sie, erschuf.

Und tret' ich einst dann aus des Grabes Tiefen
Hin vor des Weltenrichters Angesicht,
So wird er meine Thaten strenge prüfen,
Doch meinen Glauben? Nein, das glaub' ich nicht.

(Aus dem Nachlasse des vor einigen Jahren in Breslau verstorbenen Consistorialraths Professor Schulz.)

Der Jugendfreund.

Novelle aus dem jüdischen Leben von Lehrer Max Cohn.

4. Kapitel.

Jahre vergingen. — Karl, der Sohn des Bankiers, war weit hinter Joseph zurückgeblieben und hatte mit Noth die Sekunda absolvirt, während Joseph bereits im Abiturium stand.

Auch Erna war eine andere geworden. Die Zeit der Kindheit war vorüber und sie selbst zur herrlichsten Maid herangewachsen. Joseph kam zwar hin und wieder zu Stern's, aber er wurde anders begrüßt, als vor Jahren, da er noch Kind war. Der Bankier begegnete dem jungen Joseph mit dem größten Patrizierstolze, ärgerte es ihn doch, daß dieser seinen Sohn, den Bankierssohn, überflügelt hatte! Karl war in dem Comtoir seines Vaters thätig und dieser begrüßte Joseph kalt und zuckte verächtlich die Achseln. Ja, hin und wieder fragte er ihn stolz: „Na, Joseph, wirst Du auch nicht bald Philister sein? Sieh, es ist doch bequemer und annehmlicher, einen solchen Beruf erwählt zu haben, wie ich es that," und dabei wies er auf eine Fülle Geldes, die gerade als Zahlung in das Comtoir des Bankiers einlief. Joseph hörte diese Redensart stillschweigend mit an; nur dachte er im Innern: Möge Karl auch nach Jahren noch so reden können, wie heute; denn Joseph sah nur zu gut, daß Karl nicht der berechnete Mann wie sein Vater war, sondern daß er viel leichtsinniger in den Tag hineinlebte und im Umgange mit Offizieren, die aus guten Gründen das Bankiershaus aufsuchten, sein Taschengeld — und das war kein geringes — bei weitem überausgabte.

Dem Vater war dieser Umgang sehr recht, sah er doch mit Genugthuung, daß sein Sohn einen solch feinen Verkehr hatte. Vor diesem Verkehr mußte Joseph weichen, wenn er nicht über die Achsel gemustert werden wollte! Doch Erna bewahrte Joseph die alte Anhänglichkeit, freilich als erblühte Jungfrau anders, wie als Kind! Sie erkannte in ihm einen treuen, offenen Charakter und äußerte dieses auch oft ihren Angehörigen gegenüber. Doch dem alten Stern und namentlich Karl mißfiel es, daß Erna auf Joseph etwas hielt, und oft mußte sie hören: „Joseph paßt in unsern Patrizierkreis nicht!"

*) In voriger Nr. mußte es 40 statt 39 heißen.

Joseph fühlte die Zurücksetzung gar schmerzlich. Immer und immer wieder fiel ihm jener Satz aus Pirkeh Abboth ein, den sein Vater ihm so klar legte: „Dränge Dich nicht nach der Tafel der Großen!“ Strebe nach Kenntnissen, hallte es in ihm fort, damit Du dann würdig bist, mit den wahrhaft Großen auf gleicher Stufe zu stehen.

Endlich war die Zeit herangekommen, wo Joseph sein Abiturienten-Examen bestehen sollte. Der alte Stern und Karl gaben ihm den formellen Glückwünsch, obwohl sie es wahrlich nicht gut mit ihm meinten; denn noch immer kränkte es diese Patrizier, daß Joseph von allen Seiten gerühmt und von seinen Lehrern so ausgezeichnet wurde.

Wieder war ein Freitag Abend gekommen, der im Kantorhause in üblicher Weise gefeiert wurde, und morgen, gerade am Schabbes, da sollte die Entscheidung sein, ob Joseph reif genug sei, um die alma mater als Studiosus aufzusuchen. In dem kleinen Stüblein des Kantors saßen die drei Insassen, stiller als gewöhnlich. Der Kantor hatte wieder den dicken Folianten aufgeschlagen, aber die Buchstaben tanzten ihm heute vor den Augen. Immer und immer wieder streiften sie von dem interessanten Thema ab. Bald waren sie an einem einsamen Orte, wo unter einem grünen Hügel eine treue Person ruhte, bald waren sie in einem feinen Hause, dort, wo der greise Kantor die glücklichen Tage seiner Jugend verlebte. Er sah sich im Geiste als Jüngling, der in den Ocean des Lebens mit tausend Masten steuert, bis er als müder Greis auf rettendem Boot in den Hafen der Ruhe einlenkt. Auch ihm blühte einst das Glück, auch er war so weit wie sein Sohn. Aber das eiserne Geschick hielt ihn von jedem weiteren Streben fern. In einer kleinen Gemeinde sollte sein Wirkungskreis sein. „Mag es ihm besser gehen, als mir, und seine Mutter in der Erde Heil für ihn am Throne Gottes erflehen.“ murmelte er leise.

Auch Joseph war heute ernst gestimmt. Am Grabe seiner Mutter war er und heiße Thränen folgten dem kindlichen Gebete. — Manch trüber Gedanke stieg in ihm auf. Vor ihm lag die Zukunft dicht verschleiert und nichts zu Gutes schien sie ihm zu verheißen.

Hastig sprang er auf und eilte hinaus, um in Gottes freier Natur all' die trüben Gedanken zu verscheuchen. Sein Weg führte ihn bei Stern's vorbei, wo es gar laut und lustig zuging. Von oben drang Musik und Joseph kannte wohl die Stimme, die so süß und schmelzend klang, der er so oft und so gern gelauscht hatte. „Behüt' Dich Gott!“ rief er leise in die Abendluft hinein und Aetherschwingen trugen den stillen Wunsch in höhere Sphären, dort, wo das Glück und Mißgeschick für Jedermann schlägt. — Hell strahlten vom dunklen Firmamente die Sterne und im dichten Laube sang die Lerche leise — ganz leise.

Der Spaziergang hatte Joseph neugestärkt und belebt, ihn für den Tag des Examens neugestärkt.

Der Sabbath war angebrochen und mit ihm der Tag des Examens. Zwei Wege führten den Greis und den Jüngling auseinander. Der eine lenkte seinen Weg zum Tempel, um dort die kleine gläubige Gemeinde zu erbauen, und der andere ging nach dem Gymnasium, um dort dasselbe würdig zu verlassen.

Während Joseph im Examen beschäftigt war, fand in der Synagoge der Gottesdienst statt, und die Gemeinde lauschte, wunderte sich ob des Gesanges und Vortrages des Greises, der nie so geklungen hatte, wie heute. Wie heiß erflehte er nicht in seinen Gebeten Glück für sein Kind, Glück für sein Streben. Eben war der Kantor nach Hause gekommen, als die Thür aufgerissen wurde und Joseph glückstrahlend in die Stube eilte. Unter Thränen umarmte er seinen Vater und weinte lange an seinem Halse. Er war von der Prüfung auf Grund seiner vorzüglichen schriftlichen Leistungen dispensirt worden und Freudenthränen waren es, die er in dem Ueberströmen seines Glückes vergoß, und auf sein Haupt fiel eine Thräne des Greises, der sein liebes Kind an die beglückte Vaterbrust drückte, um ihn nie wieder zu verlieren, denn bald wollte auch Joseph fort, dorthin, wo er weiter streben wollte, doch dem Greise war es, als ob er ihn nie wiedersehen sollte.

„Gott beschütze Dich ferner, mein Kind, und lasse Dich Tage schauen, gleich dem heutigen, der ein wahrer Ehrentag für Dich geworden ist.“

Nun erzählte Joseph, wie alle Lehrer sich über ihn gefreut hätten und wie ihm selbst der Schulrath versprach, in der Universitätsstadt seine Subsistenz zu erleichtern. Wahrlich, eine würdige Sabbathfeier!

Die frohe Kunde hatte das ganze Städtlein erfreut, Alle, die Joseph kannten, kamen, um ihn zu beglückwünschen. Selbst Stern's ließen es sich nicht nehmen, in dem Kantorhause aufzuwarten. Ja, der Bankier versprach Joseph zu unterstützen, was dieser aber energisch ausschlug, denn er wollte nicht den als Mäcen wissen, dessen Tochter Erna Stern war. Joseph war in der gehobensten Stimmung, doch daß Erna ihm nicht gratulirte, schmerzte ihn gar sehr. Schon neigte sich die Sonne, der liebe Schabbes wollte heimgehen, als Erna eintrat.

„Erna!“ stieß Joseph erfreut aus; denn daß auch sie kam, war seine größte Freude.

Bald saßen die beiden jungen Leutchen, im traulichsten Gespräche. Der zwanzigjährige Joseph mit der achtzehnjährigen Erna! Und Erna wollte ja Alles wissen. Sie hörte strahlenden Auges mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Josephs Worten zu. In einiger Entfernung von ihnen saß der alte Kantor und dachte an einstige Zeiten!

Erna war ihm ja als das treue und liebe Mädchen bekannt und sehnlichst wünschte er, daß es Joseph vergönnt sein möge, auch einst einen solchen Charakter an den seinigen zu knüpfen. Daß es nicht Erna sein konnte, wußte er, denn sie war schon einem steinreichen Bankier versprochen. Nur Erna und Joseph wußten nichts davon, ihnen war die Gegenwart schon Glück genug. Was ging sie also die Zukunft an! —

Die Abendsonne schickte scheidend ihre letzten Strahlen in das stille Heim des Kantors und beschien drei Personen, die bald von einander scheiden sollten. (Fortsetzung folgt.)

Ungarische Gerechtigkeit.

I.

Mein Freund Dr. Bathory — ein junger Wiener Advokat — der in Geschäften einer belgischen Gesellschaft reiste, kam vor einigen Jahren nach Nyiregyhaza und kehrte dort in einem jüdischen Gasthofe ein. Der junge Mann war gewöhnt, bei diesen Landreisen für seine Beköstigung selbst zu sorgen, und sein Diener führte eine große — von Sacher in Wien proviantirte — Cassette mit, in welcher sich außer Thee- und Kaffeemaschinen eine reiche Auswahl von kalter Küche aus allerhand Konserven befanden. Der Wirth hatte für nichts als für Milch, heißes Wasser und Fütterung zweier Pferde zu sorgen; trotzdem präsentirte er nach kaum dreitägigem Aufenthalt eine Rechnung von 90 Gulden (ca. 150 M.), d. h. von „Rechnung“ kann man gar nicht reden, denn der Unverschämte verweigerte jedes Detail, sondern nannte blos die Summe seiner Forderung, auf deren Bezahlung er mit dem Hinweise, sich sonst an die Thiere und das Gepäck zu halten, in frechster Weise bestand.

Mein Freund — dessen Coulance über jeden Zweifel steht — war über diese beispiellose Prellerei so entrüstet, daß er — als Worte nichts fruchteten — seine gewöhnliche Selbstbeherrschung verlor und den erbärmlichen Patron mit Ohrfeigen traktirte.

Natürlich bereute er sehr bald seine Uebereilung und als seine Besinnung zurückkehrte, gedachte er durch volle Begleichung des angesprochenen Betrages seine Doppelschuld zu sühnen. Als Jurist aber gewohnt, zu diplomatisiren und und nicht sofort „klein beizugeben“, trat er an den Wirth

mit der Erklärung heran, er werde die fragliche Summe bis zum Austrage des Streites beim Stuhlrichter deponiren.

Die Wirkung dieser einfachen Worte war so drastisch und unerwartet, daß Dr. Bathory stutzig wurde.

„Ich gleich' mich aus!" schrie der Wirth, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, und ehe mein Freund noch eine Antwort fand, setzte sein wie es schien sehr aufgeregter Gegner schon hinzu, er sei mit der Hälfte zufrieden, begehre auch keine Genugthuung für die erlittenen Thätlichkeiten. Als der junge Doktor diesen Vorschlag ablehnte und auf der Entscheidung des Richters beharrte, legte sich der Mann auf's Bitten, dabei seine Ansprüche immer tiefer herablicitirend. Endlich machte er sogar das Anerbieten, seine ganze Rechnung zu streichen; er begehre nichts, nicht einen Pfennig, nur solle ihm der Doktor zusichern, daß er von der Absicht, das Geld zu deponiren, zurücktrete.

Das war zu viel für einen juristisch geschulten Verstand. Mein Freund fing an, mit dem anscheinend sehr geängstigten Menschen Mitleid zu empfinden und hielt es für seine Pflicht, ihm begreiflich zu machen, daß ihm ein gänzlicher Verzicht auf das Geld ja jederzeit freistehe, selbst dem Stuhlrichter gegenüber, und auch dann, wenn das Geld deponirt sei.

„Das würde wenig helfen," meinte aber der arme Teufel. „Wenn der Stuhlrichter das Geld bekömmt, erhalte ich nicht nur nie einen Heller, sondern ich habe auch an ihm zeitlebens einen Feind. Er würde es mir nie vergeben, daß ich rechtliche Ansprüche an ihn erheben kann. Wenn es mir auch nie einfiele, dieselbe geltend zu machen, ja wenn ich ausdrücklich auf Alles verzichtete und ihm das Geld schenkte: er würde doch immer annehmen, daß ich dies nur gezwungen that und deshalb argwöhnen, ich könnte ihm früher oder später einmal unbequem werden. Darum käme er auch nicht eher zur Ruhe, bis er mich auf irgend eine versteckte Weise unschädlich gemacht, d. h. zur Stadt hinausgebissen hätte!" — Wie dieser Wortwechsel endete, ist wohl ziemlich unerheblich. Mir schien die Kleinigkeit mittheilenswerth — nicht wegen des erzählten, höchst unbedeutenden Faktums, sondern des Urtheils wegen, das hier über den Stuhlrichter von Nyiregyhaza gefällt wird. Obwohl dasselbe nur auf die persönliche Meinung des Wirths beruht und ganz irrig sein mag, schien es mir doch für die Anschauungsweise des dortigen jüdischen Kleinbürgers und für die Auffassung seines Verhältnisses zu dem Beamten höchst charakteristisch.

II.

Weit interessanter und schon durch die bloßen Fakten bedeutsam ist die zweite Geschichte, die mitunter wahrhaft tragische Momente aufweist. Kein noch so parteiischer Tendenzmaler könnte sie drastischer erfinden, die darin enthaltene Ironie grausamer gestalten, als dies durch ungeschmückte Erzählung der nackten Wirklichkeit geschieht.

Derselbe Dr. Barthory, dem ich die erste Anekdote verdanke, theilte mir auch die hier folgenden Thatsachen mit.

Ich will versuchen, dieselben mit seinen eigenen Worten wiederzugeben. Er erzählte:

Auf einer meiner vielen Reisen im südlichen Ungarn hatte ich das Unglück, einen Betrag von 4000 Gulden öftr. W. zu verlieren und zwar unter Umständen, welche die Möglichkeit eines Diebstahls sehr nahe legten.

Leider erwiesen sich alle Nachforschungen als vergeblich. Ich mußte ohne Hoffnung des Wiedererlangens abreisen. Das Geld gehörte einer belgischen Gesellschaft und mehr um der Form zu genügen, als in Erwartung irgend einer Wirkung veröffentlichte ich das Verzeichniß der Geldsorten — sie bestanden einfach aus einer Banknote à 1000 und aus 30 à 100 Gulden — beschrieb die rothe Maroquin-Brieftasche, worin sich das Geld befunden hatte, versprach ein volles Viertel der Summe als Finderlohn und kehrte verstimmt und ärgerlich nach Wien zurück.

Ein halbes Jahr verging — der Verlust war schon ziemlich verschmerzt — als ich plötzlich vom Stuhlrichter des betreffenden Kreises einen Brief erhielt, worin mir in aller Kürze mitgetheilt wurde, das verlorene Geld sei endlich aufgefunden, ich möge herabkommen, da zur Aushändigung desselben meine persönliche Anwesenheit unerläßlich sei.

Wer war entzückter als ich! Obwohl in dringenden Angelegenheiten im Norden Europa's beschäftigt, trat ich doch schon einige Tage später in das Bureau des Stuhlrichters.

„Ach wie schade, daß Sie nicht schon vorgestern kamen!" — mit diesen Worten wurde ich von dem würdigen Beamten empfangen. — Noch vorgestern hätten Sie Ihr Geld sicher erhalten; heute leider ist nichts mehr zu machen!"

Obwohl Kenner der dortigen Verhältnisse und mit der ungarischen Justiz und Verwaltung zur Genüge vertraut, konnte ich doch ein hochgradiges Staunen über diese Anrede nicht unterdrücken. Darauf hin theilte mir der Stuhlrichter Folgendes mit:

Ein rumänischer Bauer war vor einigen Wochen in seine Kanzlei gekommen und hatte sich selber als den Finder des Geldes denunzirt. Er habe die rothe Brieftasche mit den 31 Banknoten gefunden. Da das „große Geld" ihn aber verrathen hätte, habe er es dem im Nachbarflecken ansässigen Juden Itzig Veilchenfeld gebracht, der ihm einstweilen zehn Gulden, so wie ein kleines Fäßchen Schnaps gegeben habe.

Als er — der Bauer — später erneute Zahlungen gefordert, sei er von dem Juden zuerst hingehalten und vertröstet worden; nach Verlauf einiger Zeit habe dieser aber das Manöver plötzlich geändert und den Empfang der kostbaren Brieftasche direkt abgeleugnet, weshalb nun er — der Bauer — sich lieber freiwillig dem Gerichte stelle, als daß er den infamen Juden im straflosen Besitz seines Raubes belieẞe.

„Selbstverständlich" — so fuhr der Stuhlrichter in seiner Erzählung fort — „ließ ich den Veilchenfeld sofort verhaften, aber — wie nicht anders zu erwarten war — der Kerl leugnete."

„Zum guten Glück besitzen wir in „Pista" einen der „geschicktesten" Panduren des ganzen Königreichs, nach drei Tagen schon hatte er den feigen Schuft dahingebracht, daß er sich bei mir zum Geständniß melden ließ. Als ich ihn verhörte, bestätigte er inhaltlich die Angaben des Rumänen; und — wie gesagt — noch vorgestern, wenn Sie kamen, hätte er sich zur Herausgabe des unterschlagenen Gutes verstehen müssen — heute ist es leider zu spät. Vorgestern nämlich" — hier dämpfte der Stuhlrichter seine Stimme ein wenig und hing sich vertraulich in meinen Arm — „vorgestern kam der Herr Vicegespan zur Revision und . . . Sie begreifen, Herr Doktor und Kollege! . . . er ist mein Vorgesetzter, ich muß mich fügen. Trotzdem ein protokollarisches Geständniß des Juden vorlag, erklärte der Herr Vicegespan, daß das Zeugniß des Rumänen nicht genüge, daß kein hinreichender Verdachtsgrund vorliege, kurz und gut, er befahl, die gerichtliche Untersuchung niederzuschlagen. Nun, Sie verstehen doch — es ist ja so klar, wie der Tag — der Jude hat einfach seinen Raub mit ihm getheilt!

Ich starrte mit aufrichtigem Entsetzen dem Manne ins Gesicht, der seinen Vorgesetzten eines so ehrlosen Verbrechens beschuldigte, und dies mit einer Ruhe, als handelte es sich um die natürlichsten Dinge von der Welt.

Der brave Richter scheerte sich aber nicht im Geringsten um meinen Gesichtsausdruck, sondern schloß seine Rede, indem er achselzuckend hinzufügte:

„Sie sehen, mein verehrter Doktor und Kollege, daß ich das Meinige gethan habe, und daß sich beim besten Willen nichts mehr machen läßt!"

Dies „sah ich denn auch ein" und reiste nach dem Norden zurück mit dem erhebenden Bewußtsein, wieder etwas gelernt zu haben.

(Schluß folgt.)

Allerlei für den Familientisch.

Warum Spinoza die Professur in Heidelberg nicht annahm.

Bei Gelegenheit des Heidelberger Universitäts-Jubiläums wurde von der „Voss. Zeit." auch Baruch Spinoza's als Vorkämpfers der Geistesfreiheit Erwähnung gethan, dem i. J. 1673 vom Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz eine Professur an der Universität Heidelberg angetragen worden war. In dem Berufungsschreiben, welches der Kurfürst durch den kurpfälzischen Rath und Professor der Theologie Johann Fabricius an Spinoza richten ließ, heißt es wie folgt:

„Seine Durchlaucht der Kurfürst von der Pfalz, mein gnädigster Herr, hat mich beauftragt, Sie, der Sie mir bisher unbekannt, dem durchlauchtigsten Fürsten aber sehr empfohlen sind, anzufragen, ob Sie geneigt wären, eine ordentliche Professur der Philosophie an seiner Universität anzunehmen ... Sie werden die ausgedehnteste Freiheit zu philosophiren haben, welche Sie, wie er glaubt, nicht zur Störung der von Staatswegen bestehenden Religion mißbrauchen werden .. Ich füge noch hinzu, daß, wenn Sie hier herkommen, Sie auf ein eines Philosophen würdiges Leben rechnen können."

Die Antwort Spinoza's vom 30. März desselben Jahres lautet: „Wenn es je mein Wunsch gewesen wäre, eine Universitäts-Professur zu übernehmen, so hätte ich mir allein diese wünschen können, welche mir von dem durchlauchtigsten Kurfürsten von der Pfalz durch Ihre Vermittlung angeboten wird, besonders wegen der Freiheit zu philosophiren, die mir der durchlauchtigste Kurfürst zusichert ..... Weil es aber nie meine Absicht gewesen ist, ein öffentliches Lehramt zu bekleiden, so konnte ich mich nicht dazu entschließen, diese vortreffliche Gelegenheit zu ergreifen, obgleich ich die Sache lange bei mir überlegt habe. Denn ich bedenke erstlich, daß ich von der Fortbildung der Philosophie zurücktreten würde, wenn ich mich dem Unterricht der Jugend widmen wollte. Zweitens aber bedenke ich, daß ich nicht weiß, innerhalb welcher Grenzen sich meine Freiheit des Philosophirens halten muß, um nicht den Anschein zu erwecken, als wolle sie die von Staatswegen bestehende Religion stören, da die Spaltungen der Ansichten nicht sowohl aus glühendem Eifer für die Religion, als aus anderen unendlich mannigfaltigen Leidenschaften der Menschen und aus dem Widerspruchsgeist derselben entstehen, wonach man Alles, obschon es deutlich und richtig gesagt ist, verkehrt aufzufassen und urtheilslos zu verdammen gewohnt ist. Und da ich dies schon in meinem zurückgezogenen Privatleben habe erfahren müssen, um wie viel mehr würde es erst zu befürchten sein, wenn ich zu einer so hohen Würde emporgestiegen wäre."

Der Talmud mit der deutschen Kaiserkrone.

Ein Geschenk des Kaisers Wilhelm für den Kaiser von Marokko soll in den nächsten Tagen von Berlin abgesandt werden. Es besteht dem „Berl. Börs. Cour." zufolge aus zwölf Bänden, welche in hebräischer Sprache den Talmud enthalten. Die Bände in groß Oktav sind in Moroquinleder gebunden und auf dem Rücken mit orientalischen Palmetten verziert. Jeder Band trägt auf der Innenseite des Deckels eine eingepreßte goldene Kaiserkrone.

Ein Druckfehler.

Bei Besprechung der Victoria regia im botanischen Garten brachte die „Volkszeitung" in Nr. 195, dritte Beil., einen Artikel, in welchem es u. A. hieß: „Von jeher, bei allen Völkern, sind gerade die Wasserblumen der Gegenstand eines besonderen Kultus gewesen. Auf ihren schwimmenden Blumenkelchen thronend, bildeten die Juden den Weltschöpfer, die Aegypter den Sonnengott ab." Ein Leser uns. Bl. sandte uns den Ausschnitt und ersuchte uns um nähere Aufklärung. Diese war leicht zu geben. „Juden" ist hier offenbar ein Druckfehler statt „Inder". — Vielleicht nimmt die geehrte Red. der „Berl. Volksz." von dieser Berichtigung Notiz.

Aus dem Sprachschatz des Talmud.

Poetisch übertragen von Max Weinberg.

Vor Adel des Geblütes
Geht Adel des Gemüthes,
Denn edel steht auf sich allein,
Doch Adel muß auch edel sein,

* * *

Leckerbissen — kann man missen,
Doch Kornähren — nicht entbehren.

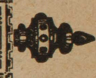
* * *

Nicht beim ersten Mal gefangen
Heißt noch nicht den Strick entgangen.

* * *

Nichts Schön'res doch hienieden,
Was Menschenbrust beschieden,
Als echter Herzensfrieden.

Räthsel-Aufgaben.



I. Deutsches Logogryph.

Von C. in R.

Was mit h wird oft erlitten,
Wir mit f von Gott erbitten.

II. Zweisprachiges Anagramm.

Von C. in R.

Was am Jomkippur heil'ge Pflicht,
Ein deutscher Monat rückwärts spricht.

III. Hebräisches Laut-Räthsel.

Von C. in R.

An ihn, der alle Wesen schuf,
Ergeht am Feste unser Ruf;
Doch wird, was wir verbrochen,
Dann ebenso gesprochen.

IV. Deutsches Wort-Räthsel.

Von C. in R.

Das erste ist nicht fern,
Sein Kommen seh'n wir gern;
Ein Vogel folgt dahinter,
Doch liebt er nicht den Winter.
Was mein Ihr nun vom Ganzen?
Man macht es nur aus Pflanzen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 40.

I. Gedalia — Tischri
Genezaret
Eli
Damaskus
Arac
Lemech
Ijar
Aschi

II. Posaune. Posen.

III. שׁוֹר פַּר (שׁוֹפָר)

IV. רֹאשׁ הַשָּׁנָה Neujahr, (2 Tage)
הַשָּׁנָה das Jahr, (365 Tage).

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.